

## **Der 30. Januar 1933. Hitlers Machtergreifung**

Als am 30. 1. 1933 die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler bekannt wurde, wartete ich auf irgendeine Gegenaktion, um mitmachen zu können. Es kam ein Gerücht, dass die Eisenbahner im südlichen Holstein streikten. Das scheint richtig gewesen zu sein, dauerte aber nur kurze Zeit und führte zu nichts. Ich fragte die Gewerkschaften, die sozialistischen Zeitungen u.a., ob Gegendemonstrationen irgendwo geplant seien. Das war nicht der Fall. Ich ging in die Stadt, um zu sehen, ob es spontane Demonstrationen gab. Ich hörte allerlei Gerüchte, aber nur das vom Eisenbahnerstreik erwies sich später als richtig. Unsere Hoffnung war Berlin, wo es noch eine starke Linksmehrheit und eine sozialdemokratische Polizei gab.

Am Abend des 30. Januars zog ein gewaltiger Fackelzug der Nazis die Holtenuer Strasse hinauf. An der Abzweigung der Gneisenaustrasse steht in dem Dreieck der Gabelung ein Mietshaus von dessen Südseite man die gesamte südliche Holtenuer Strasse überblicken kann. In der ersten Etage dieses Hauses wohnte ein friesischer Student aus Oldenburg, den ich gelegentlich auf politischen Versammlungen getroffen hatte. Er war ein großer, sehr gut aussehender, eleganter Mann, Sohn des Oldenburgischen Ministerpräsidenten Tantzen- Heering, der auch ein Führer der demokratischen Partei war. Dieser Tantzen- Heering, der m. W. keiner Organisation angehörte und den Ruf eines großen Don Juans hatte, (er lebte in der genannten Wohnung zusammen mit der Frau und Tochter des späteren Kriegsministers Blomberg) hatte mir einige Tage vorher einmal gesagt: „Wenn niemand etwas tut, dann tue ich etwas“. Als nun der Fackelzug der SA sich seinem Haus näherte, fing er an, aus den 2 Fenstern seines Zimmers mit 2 Gewehren auf den Demonstrationzug von schätzungsweise 10.000 Leuten zu schießen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe aber gehört, dass er die Nazizeit überlebt hat, wohl weil seine immer noch mächtige Familie ihn retten konnte. Von solchen individuellen Reaktionen sei nur noch eine erwähnt. Was am Tag nach der Machtergreifung, den tiefsten Eindruck machte, war, dass überall

plötzlich Nachbarn, Bekannte, Kollegen in SA- Uniform auftraten, von denen man nie ein politisches Interesse geahnt hatte. So erschien in dem international berühmtem Institut für Weltwirtschaft, einer Hochburg für demokratische und sozialistische Politiker und Theoretiker, am 31. Januar der schwedische Dozent Sven Heiander im braunen Hemd der SA, womit es ihm gelang, alle seine Kollegen und Studenten zu schockieren. Sein Landsmann, der später berühmte Professor Gunnar Myrdahl, der damals Gastprofessor am Institut war, reagierte anders. Als er am Morgen des 31. Januars in Kiel vor die Haustür trat, spukte er den ersten SA- Mann, dem er begegnete, an. Dieser bracht ihn zur nächsten Polizeistelle, von wo ihn die Institutsleitung nur mit großen Schwierigkeiten frei bekam. Der SA- Mann war übrigens erst ein paar Tage vorher in die SA eingetreten, um seine antinazistischen Eltern zu schützen.

## **Berlin**

Am Tage danach hatte ich ein Erlebnis, das mich tief bewegte. Ich war damals Assistent am Pathologischen Institut und arbeitete bei einem Privatdozenten, Dr. Wolf. Ich wußte, dass er einen hohen Rang in der SA hatte, und war also nicht erstaunt, dass auch er in SA- Uniform ins Institut kam. Wir hatten viele politische Diskussionen miteinander gehabt. Aber trotz unser politischen Gegnerschaft schätzte ich ihn als einen klugen und sympathischen Menschen. An diesem Tag, während wir am Sektionstisch arbeiteten, sagte er mir, ich sei in Gefahr. Mein Name sei seiner Partei und ihren Organisationen bekannt. Er riet mir, Kiels Universität zu verlassen und mein Studium in Erlangen abzuschließen. Wenn meine Eltern das nicht bezahlen könnten, wollte er mir das Geld leihen.

Auch sonst könnte er mir in Erlangen besser helfen als in Kiel. Ich dankte ihm, glaubte aber nicht, dass ich in so großer Gefahr sei. Dies Gespräch verstärkte aber doch das Gefühl der Bedrohung, und ich beschloss für einige Wochen sicherheitshalber nach Berlin zu fahren. Der wichtigste Grund für diesen Entschluß war natürlich die Hoffnung, dass im immer noch sozialdemokratischen Berlin der Widerstand beginnen würde. Ein weiterer

Grund war, dass ich für mein Examen etwas mehr Erfahrung in der Inneren Medizin brauchte und dass ich gerne die Charité kennen lernen wollte. Ich rief daher den Professor von Bergmann den Chef der Medizinischen Klinik an und bat im Februar in seiner Klinik als Famulus arbeiten zu dürfen. Ich bekam die Erlaubnis und fuhr nach Berlin. Meine Freundin Hedwig Ide studierte damals in Berlin und hatte für mich ein möbliertes Zimmer am Landwehrkanal für den Monat Februar gemietet. Die Vermieterin war eine Bäckerswitwe mit einem Sohn. Wie alle damals, versuchte sie herauszufinden, ob der, mit dem sie zu tun hatte, für oder gegen die Nazis war. Sie war offenbar froh, als sie merkte, dass ich dagegen war. Als einige Zeit später die Hausdurchsuchungen in der Umgebung begannen, warnte sie mich und sagte, dass ihr Sohn einen Fluchtweg vorbereitet habe, den ich benützen könne, wenn es notwendig sei. Die Hausdurchsuchung durch die SA kam in der Tat, als ich in meinem Zimmer war. Aber mein Kieler Studentenausweis genügte ihnen. Wenn ich also in Kiel schon auf einer Liste gefährlicher Personen stand, so war diese Liste im Februar noch nicht nach Berlin gelangt. In der Charité wurde ich dem Stationsarzt Dr. Wollheim zugeteilt. Er war Jude, wie auch die anderen etwa 20 Ärzte, Forscher, Praktikanten und Famuli dieser weltberühmten Medizinischen Klinik. Ich war der einzige Nichtjude. Die Dominanz einer Minderheit auf wichtigen Sektoren der Gesellschaftsstruktur eines anderen Volkes wird wohl immer für diese Minderheit gefährlich werden, und ist auch wohl immer eine Hauptursache des Antisemitismus gewesen.

An einem Abend nahm ich an einer Versammlung der Berliner Ärztegesellschaft in der Charité teil und werde nie vergessen, wie der Chirurg, Professor Sauerbruch, die Verhandlungen unterbrach und bat einen besonderen Fall demonstrieren zu dürfen. Eine Bahre wurde hereingefahren und Sauerbruch schlug die Decke zurück und zeigte den Körper eines aufs schwerste mißhandelten Mannes. Dann sagte er, dies ist unser Kollege Dr. Lustig, der so bei uns eingeliefert wurde, nachdem er in seiner Praxis von der SA überfallen worden war. Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Ärztegesellschaft reagierte. Vermutlich wurde ein Protest beschlossen. Jedenfalls kann ich mich nicht an

eine Diskussion erinnern. Mein schon vorher großer Respekt vor Sauerbruch wurde durch dieses Erlebnis noch mehr bestärkt.

In den Strassen Berlins herrschte eine ganz andere Stimmung als in Kiel. Man sah nicht so viele Uniformen und siegesfrohe Gesichter wie in Kiel. Ich hatte noch eine Absicht mit meiner Berlinreise gehabt. Der Graf Albrecht Bernstorff, damals noch Botschaftsrat in London war ein naher Freund der Reventlows und Hedwig Ide traf ihn sowohl in London wie in Berlin des Öfteren. Er war damals im Auswärtigen Amt, wohl um als einer der wenigen Diplomaten seine Stellung aufzugeben, um nicht unter Hitler dienen zu müssen. Über ihn und Hedwig Ide wurde ich sehr gut über die Widerstandspläne in der Diplomatie, im Adel und Militär informiert. Meine Hoffnungen auf irgendeinen Widerstand, am liebsten einen Bürgerkrieg, wurden durch diese Informationen allmählich immer geringer. Kurz nach meiner Ankunft in Berlin erfuhren Hedwig Ide und ich, dass Goebbels der neue Propagandaminister, eine Sekretärin suchte. Sie sollte groß und blond und eine Aristokratin sein, fließend Englisch und Französisch sprechen und als wichtigstes, ihm gutes Benehmen beibringen. Die Nachricht kam wohl aus dem damals noch bestehenden Salon der Frau von Vermehren. Ich überredete Hedwig Ide mit großer Mühe, den Versuch zu machen, diese Stellung zu bekommen. Sie hatte Erfolg und erhielt einen Termin, um sich vorzustellen. Während Ihres Besuches bei Goebbels, der ziemlich lange dauerte, saß ich in einer Konditorei in der Nähe und wartete. Als sie zurückkam, sagte sie, dass aus der Anstellung bei Goebbels nichts werden würde. Als ich fragte, warum, sagte sie, Goebbels sei ihr zu intelligent er würde sie innerhalb weniger Wochen durchschauen. Ihre Beurteilung Goebbels überraschte mich völlig. Wir Studenten, wie die Mehrzahl der deutschen Intellektuellen betrachteten ja Goebbels als einen Clown oder Schauspieler mit einer großen Redegabe, aber nicht mit irgendwelcher anderen Begabung. Dass er ein begabter Politiker oder gar ein Staatsmann sein könnte, konnten wir uns nicht vorstellen. Die Unterschätzung der Nationalsozialisten durch die deutschen Intellektuellen, die sie als ungebildete oder halbgebildete „Kleinbürger“ ansahen, ist eine Hauptursache für den Sieg Hitlers gewesen.

In Berlin Unter den Linden lag damals ein kleines Kino, das die besten neuen Filme, oft Experimentalfilme zeigte. In diesem Kino gab es eine der ersten Wurlitzer Orgeln. Es war ein wunderbares Instrument, und es muß ein begnadeter Musiker gewesen sein, der sie spielte. Dort trafen wir uns oft und dort hatten wir das Gefühl, unter Gleichgesinnten zu sein.

Noch ein Erlebnis aus Berlin möchte ich festhalten, obwohl ich nicht sicher bin, dass es bei diesem Berlinbesuch 1933 passierte. Es kann auch bei meiner Durchreise von Stockholm nach Amsterdam 1937 passiert sein. Ich ging am Abend am Kurfürstendamm entlang, als plötzlich ein großer Mercedes vor einem Kino anhielt und Hitler zwischen 2 SS- Männern ins Kino ging. Er ging 1-2 Meter vor mir vorbei. In den kommenden Jahren habe ich oft gedacht, wenn ich damals eine Pistole gehabt hätte und ihn erschossen hätte, wieviel Menschenleben hätte ich damit gerettet hätte.

Ende Januar fuhr ich nach Kiel zurück. Es muß einige Tage, wahrscheinlich nur einen Tag, vor dem Reichstagsbrand am 27. Februar gewesen sein, und dieses Datum hat mir vielleicht das Leben gerettet.

Ich kam also zurück zu meinen Vorlesungen und Kursen. Auch der Abschluß meiner Doktorarbeit nahm alle meine Zeit in Anspruch. Aber mir war nur eine kurze Ruhepause gegönnt. An einem Nachmittag im März saß ich und las in meiner elterlichen Wohnung in der Esmarchstrasse, als es an der Tür klingelte. Vor der Tür standen mehrere uniformierte und halb-uniformierte SA- Leute, angeführt von dem kleinen Buchhändler Knolle. Ihn kannte ich flüchtig seit Jahren, weil ich in seinem kleinen Antiquariat in der Küterstraße recht oft Bücher gekauft hatte, die ich teilweise heute noch habe. Ich hatte auch gelegentlich Literatur mit ihm diskutiert besonders russische und: französische, jedoch niemals irgendwelche Nazisympathien bei ihm bemerkt. Nun stand er plötzlich als SA- Führer vor unserer Tür und fragte mich, was ich zur Zeit des Reichstagsbrandes in Berlin getan hatte. Sie wüssten, dass ich Ende Februar nach Berlin gefahren sei und kurz danach sei der Reichstag angesteckt worden. Mich rettete meine Angewohnheit niemals etwas wegzuerwerfen. Ich hatte die Fahrkarte von Berlin mit dem Datumstempel in einer Tasche und konnte sie Herrn Knolle zeigen. Die Leute verließen aber nicht unser Treppenhaus,

sondern sammelten sich an der Ausgangstür zur Strasse. Inzwischen hatte mein Bruder Paul telephonisch einige starke Freunde herbeigerufen. Die nahmen mich in die Mitte und gingen mit mir durch den Haufen SA- Leute hindurch, die uns wohl wegen unserer physischen Überlegenheit nicht anzugreifen wagten. Wir wurden nicht verfolgt, und mein Bruder Paul brachte mich in das Haus seiner mir dahin unbekanntem Verlobten Maria Jensen, die in einem hübschen kleinen Gartenhaus am Düsternbrooker Weg wohnte, wo ich einige Tage blieb, bis wir glaubten, die Gefahr sei vorüber. Maria Jensen war die Freundin und Chefin meiner Schwester Käthe und die Leiterin der Tuberkulosefürsorge in Kiel. Ich wußte aber nicht, dass sie mit Paul verlobt war. Uns gegenüber, auf der Nordseite der Esmarchstrasse wohnte in einer Kellerwohnung, die mir befreundete, junge Familie Duwe. Bei ihnen sammelte sich 1- 2 mal in der Woche eine Gruppe politisch und kulturell interessierter Leute, die den verschiedensten Parteien und Weltanschauungen angehörten, aber alle Gegner der neuen Regierung waren. Die meisten kamen aus der Jugendbewegung. Es wurde viel Musik gemacht, aber noch mehr diskutiert. Es war für mich ein Zeichen, dass die neue Gefahr Leute der verschiedensten Parteien zusammenbringen konnte und dass der alte Gegensatz zwischen Sozialisten und Bürgerlichen, zwischen international und national Denkenden zu verschwinden begann. An einem der ersten Abende kam ein Gast aus Lübeck, der in der Jugendbewegung aktiv war, zu uns, und erzählte, dass der angesehene, allgemein hochgeachtete Bürgermeister Leber, ein Sozialdemokrat, von der SA schwer misshandelt worden sei. Es muss vor meiner Berlinreise gewesen sein. Denn ich erinnere mich, dass keiner der Anwesenden, auch ich nicht an den Bericht glaubte. Ich erinnere mich, dass ich meine Freunde warnte und sagte, dass jetzt, wo alle Nachrichten zensiert würden, Gerüchte dieser Art mit Notwendigkeit entstehen müssten, und dass wir so etwas nicht glauben sollten. In Deutschland könnte so etwas nicht passieren. Nach dem Anblick des misshandelten Dr. Lustig in der Charitee hätte ich wohl nicht mehr ein solches Vertrauen in das deutsche Rechtssystem geäußert. Ich weiß nicht, was aus dem Ehepaar Duwe geworden ist. Ich glaube,

er gehörte dem „Tatkreis“ an. Da er nur einen Arm hatte, hat er vielleicht den Krieg überlebt.

Nach dem Kriege erfuhr ich, dass der obenerwähnte Buchhändler Knolle in den folgenden Jahren der höchste Beauftragte für die Kulturpolitik der Stadt Kiel oder des Landes Schleswig-Holstein wurde. Zu meiner Überraschung erfuhr ich dann auch, dass seine Aktion gegen mich nicht politische Gründe gehabt hatte, sondern persönliche. Ich hatte in meinem ersten Semester in Kiel eine Freundin und Kollegin, an der er, ohne dass sie und ich es wussten, sehr interessiert war. Offenbar hatte er mir die Schuld gegeben, dass er bei ihr keine Chance bekam. Was aus ihm geworden ist, weiß nicht. Er hatte nach der Machtergreifung einen großen Buchhandel Am Schlossgarten. Er soll den Krieg überlebt und Kiel verlassen haben.

Der Rektor der Universität war zu dieser Zeit noch Professor Jores, früher Mitglied des Reichstags und des Vorstandes der Demokratischen Partei. Als ich einmal das Rektorat besuchte, bat er mich in sein Büro. Er war ein weißhaariger, alter Mann, den ich nur von Vorlesungen und Übungen kannte. Er sagte, dass ich mit Schwierigkeiten rechnen müsse und bot mir seine Hilfe an. Er half mir dann auch mit Legitimationen und Examenspapieren. Einzelheiten habe ich vergessen. Ich weiß nur, dass ich immer das Gefühl behielt, ihm Dank schuldig zu sein. Das beglich ich dann 1945- 46, indem ich seinem Sohn, Professor Arthur Jores half, die Deutsche Gesellschaft für Endokrinologie zu gründen, ihr Vorsitzender zu werden und das Haus der Familie Warburg auf dem Kösterberg für sein erstes Institut zu bekommen.

Zu Ostern fuhren wir für einige Tage von Dresden die Elbe aufwärts und wollten, wenn ich mich recht erinnere, einen Freund von Hedwig Ide, Thomas Berman, in Karlsbad besuchen. Aus irgendeinem Grunde wurde das nichts. Wir blieben statt dessen in einem kleinen Dorf im Erzgebirge südlich von Aussig, das Sebusein hieß. Wir wohnten bei einem Bauern, der damals schon, also lange vor der Sudetenkrise hoffte, dass Böhmen wieder zu Österreich oder jedenfalls Deutsch-Böhmen zu Deutschland kommen würde. Die Absicht mit dieser kleinen Reise war natürlich gewesen, nicht zensierte deutsche Zeitungen zu bekommen. Ich wollte auch die große chemische Industrie in Aussig der

Firma Schicht besuchen, weil ich hoffte von ihr Unterstützung für das physikalisch-chemische Institut in Kiel erbitten zu können.

Die beiden Grenzpassagen verliefen ohne Schwierigkeiten, was mir ein falsches Gefühl von Sicherheit gab. Das Ziel unserer Osterreise war Graz. Ich wollte Hedwig Ide zeigen, wo ich 4 Jahre vorher studiert hatte, und sie mit meinen Grazer Freunden bekannt machen. Wir machten Aufenthalte in Prag und Wien und suchten ohne Erfolg Kontakte zu deutschen Emigranten. Das schönste war ein Tagesbesuch in Budapest. Wir gingen die berühmte Promenade an der Donau entlang, gefolgt von 3- 4 Zigeunermusikern. Im Hotel Hungaria bediente uns ein Negerjunge mit einem roten Fez auf dem Kopf und bereitete uns türkischen Kaffee am Tisch. Wir wurden überall behandelt, als wären wir ein fürstlicher Besuch. Die Erinnerung an diese Ostertage in Graz, Wien und Budapest half mir in den dunklen Gefängnisjahren mehr als alles andere.

### **Der Mord an Rechtsanwalt Spiegel**

#### **Meine Verhaftung**

Im Sommer mußte ich mich ganz auf den Abschluß meines Studiums und das große Medizinische Staatsexamen konzentrieren. Die Politik mußte erst einmal warten. Anfang September hatte ich mit den 3 anderen Kandidaten eines der größeren Examina, ich glaube, es war Chirurgie, bestanden, und den Erfolg in einem Tanzrestaurant gefeiert. Eine Examensgruppe bestand immer aus 4 Kandidaten. In meiner Gruppe waren das, außer mir, 2 Mädchen und ein Däne aus Kopenhagen. Als das Restaurant schloß, wollten die anderen noch weitermachen, und mit einem Fördedampfer nach Møltenort oder Labö fahren, wo ein Restaurant die ganze Nacht offenhalten sollte. Später habe ich oft gedacht, dass es besser gewesen wäre, wenn ich mit ihnen gegangen wäre. Ich ging aber nach Hause. Es war wohl etwa 2- 3 Uhr nachts als ich zuhause ankam. Wir wohnten in der Esmarchstr. 54, im 4. Stock. Ich selbst hatte unsern Dachbodenraum als mein Zimmer eingerichtet und eine Klingelleitung in unsere darunterliegende Wohnung gelegt. Meine Schwester Hilde sollte mich damit

alarmieren, wenn die Gestapo kam. Als ich nun an diesem Abend die Treppe heraufging und an der Tür meiner elterlichen Wohnung im 4. Stock vorbei kam, sah ich, dass die Tür etwas offen stand. Ich dachte an Einbrecher und öffnete die Tür etwas weiter. Auf dem Fußboden in unserm Flur vor der Wohnungstür lag ein Mann bewegungslos. Er hatte eine Kepsmütze auf und ein Gesicht, das mich an Verbrechergesichter in Kriminalfilmen erinnerte. Ich konnte nicht sehen, ob er schlief oder tot war. Als ich vorsichtshalber erst einmal mein Knie auf seine Kehle setzen wollte, um das näher zu untersuchen, sprang er blitzschnell auf: „Gestapo! Sie sind verhaftet!“

Es hätte mir auch nichts geholfen, wenn ich an der Wohnungstür vorbei in mein Zimmer gegangen wäre. Da wartete ein zweiter Gestapomann. Mein gut vorbereiteter Fluchtplan mit dem Alarm meiner Schwester und einem Fluchtweg über die Dächer hatte also nichts genützt. Die Vorgeschichte zu meiner Verhaftung war folgende:

In diesem Sommer waren in Kiel 2 Morde passiert, die alle Kieler tief bewegten. Der Tod von Dr. Oberfohren, dem Vorsitzenden der Reichstagsfraktion der Deutschnationalen Volkspartei, die ja durch ihre Koalition mit der NSDAP Hitler an die Macht gebracht hatte, wurde damals von uns wie von den meisten Kielern als Mord angesehen. Insbesondere die Mitglieder seiner eigenen Partei waren überzeugt davon, dass er ermordet worden sei, weil er seine Partei dazu bringen wollte, die Koalition mit der NSDAP zu verlassen und damit Hitler zu stürzen. Die offiziellen Medien nannten seinen Tod einen Selbstmord und ich weiß, dass nach dem Kriege einige Historiker die Selbstmordtheorie für richtig gehalten haben. Entscheidend für meine Handlungsweise im Sommer 1933 ist, dass ich aus dem Vorstand von Dr. Oberföhrens Partei die Bestätigung erhielt, dass es sich um einen Mord handelte.

An der Ermordung des Rechtsanwalts Dr. Spiegel bestand weder damals noch heute irgendwelcher Zweifel. Dr. Spiegel wohnte nicht weit von uns am Forstweg, in der 2. oder 3. Villa von der Esmarchstraße aus gerechnet. Sein Sohn Rolf war viele Jahre lang mein Klassenkamerad im Gymnasium gewesen. Ich war als Kind zu Rolfs Geburtstagen einige Male im Hause der Spiegels gewesen. Bei meinem ersten Besuch, es muß wohl 1918 oder 1919

gewesen sein, sah ich im Flur eine zusammengerollte rote Fahne stehen. In meiner Unschuld fragte ich Rolf, ob das eine türkische Fahne sei. Die einzigen Fahnen, die ich damals kannte, waren ja die, die ich in Bildern vom Weltkrieg gesehen hatte. Dr. Spiegel war sozialdemokratischer Stadtverordnetenvorsteher, ein früherer Marineoffizier und ein allgemein geachteter Mann. An einem Abend klingelte es an seiner Haustür. Das Dienstmädchen ging hin und öffnete. Vor der Tür standen 2 junge Männer und baten, mit Dr. Spiegel sprechen zu dürfen. Das Mädchen rief: „Dr. Spiegel!“ Als er die Treppe vom Obergeschoß herunterkam, schossen die beiden Männer, ohne ein Wort zu sagen, auf ihn und töteten ihn. Sie liefen dann weg. Das Mädchen stand in der Tür und schrie „Mord, Mörder“. Auf dem Bürgersteig gegenüber ging ein Matrose mit seinem Mädchen. Er hörte das, verfolgte die weglaufenden Mörder, erreichte sie auch, ist aber seitdem nie wieder gesehen worden. Die Beerdigung von Dr. Spiegel wurde eine der letzten demokratischen Manifestationen in Kiel, wohl die letzte.

Diese beiden Ereignisse waren für mich wie für viele andere der Beweis, dass die Regierung der NSDAP nicht die Regierung einer neuen radikalen Rechtspartei war, sondern die Machtergreifung von Verbrechern. Trotz schwersten Examensdruckes wollte ich also etwas tun. Ich hatte gehört, dass die Kieler KPD oder ihre Reste ein illegales Blatt herausgeben wollten, und bekam Kontakt mit einem kommunistischen Arbeiter aus Gaarden, der, glaube ich, Wohlfahrt hieß. Ich hatte seit Jahren keine Verbindung mehr mit der KPD, kannte aber den Kieler kommunistischen Reichstagsabgeordneten Pressler, den ich sehr schätzte. Ich glaube, er war es, der Wohlfahrt zu mir schickte. Aber schon vorher hatten meine Freunde und ich beschlossen, ein Flugblatt mit einer Schilderung der Fälle Oberfohren und Spiegel herauszubringen. Am Zeitungsstand im Hauptbahnhof konnte ich damals noch die liberale englische Zeitung, den „Manchester Guardian“, kaufen. Der „Manchester Guardian“ enthielt einen genauen und detaillierten Bericht über die beiden Kieler Morde, und zog daraus die gleiche Folgerung, die wir gezogen hatten, dass die Regierung der NSDAP eine Regierung von Kriminellen war. Diesen Artikel übersetzte ich, und Hedwig Ide schrieb ihn auf meiner Schreibmaschine auf Duplizierungspapier,

von dem wir dann einige 100 Abzüge für unser Flugblatt machen wollten. Als Wohlfahrt dann meine Mitarbeit für die illegale Zeitung haben wollte, gab ich ihm meinen Text. Damit brauchte ich mich auch nicht um die Distribution zu kümmern. Ich selbst behielt nur einige Exemplare, die meine Freunde zirkulieren ließen. Es sei hier nochmals betont, dass auch diese international angesehene englische Zeitung, die etwa der heutigen „Washington Post“ entsprach, den Tod Dr. Oberföhrens eindeutig als politischen Mord bezeichnete. Ob die geplante illegale Zeitung je herausgekommen ist, oder ob mein Flugblatt nur meinen Bekanntenkreis erreicht hat, weiß ich nicht. Der Sohn des Ermordeten, Rolf Spiegel, war selbst Jurist und zur Zeit des Mordes Referendar in Westerland. Er verließ Deutschland und ging nach Holland. Seine Mutter war Holländerin, und er sprach fließend holländisch, so dass er in Holland schnell eine Stellung fand. Ich traf ihn dort vor einigen Jahren. Es ging ihm gut. Er hatte eine ungewöhnlich nette Familie. Wir sprachen über den Mord. Aber auch er konnte keine neue Angaben dazu machen. Nach dem Kriege erfuhr ich von meinem Vater, dass man wüßte, wer einer der Mörder gewesen sei. Er war Beamter an der Christian-Albrechts- Universität und ist offenbar nie vor ein Gericht gestellt worden, obwohl er vermutlich noch einen zweiten Mord auf dem Gewissen hatte.

Zurück zur Nacht meiner Verhaftung. Die beiden Gestapoleute durchsuchten mein Zimmer und die Wohnung meiner Eltern aufs gründlichste. Sie fragten immer wieder nach meiner Schreibmaschine. Die hatte aber Hedwig Ide mitgenommen. Sie hat sie dann am folgenden Tag von der Levensauer Hochbrücke in den Kanal geworfen. Als sie weder die Schreibmaschine noch die Flugblätter fanden, waren sie offenbar enttäuscht. Sie verhörten auch meine Eltern lange und eingehend. Der Gestapomann, der in meinem Dachzimmer gewartet hatte, hieß Müller, der andere, der auf dem Fußboden unserer Wohnung gelegen hatte, der Mann mit dem Verbrechergesicht, hieß Stock und war ein Schlachtergeselle aus der Harriesstrasse. Beide waren sogenannte Hilfspolizisten und aus der SA rekrutiert. Die Gestapo muß damals noch sparsam gewesen sein. Die beiden waren ohne Auto gekommen und warteten auf die erste Straßenbahn, um mich ins Polizeipräsidium in der Blumenstr. zu

bringen. Wir standen vorne im Wagen, ich in der Mitte zwischen den beiden. An der Haltestelle Jägersberg passierte etwas völlig unerwartetes, und ich glaubte, der Zufall gäbe mir ein Chance zur Flucht. An der Haltestelle stieg mein Freund Hans Jochen Gramm, der Mitglied in unserer Studentengruppe gewesen war, zu uns in die vordere Plattform der Straßenbahn. Er sah an meinen Augen, was los war und ich rechnete damit, dass er die beiden eine kurze Zeit aufhalten könnte, wenn ich von der fahrenden Straßenbahn absprang. Ich versuchte, mich langsam dem Ausgang zu nähern. Aber die beiden merkten wohl meine Absicht, und der eine stellte sich direkt vor den Ausgang und sperrte ihn. Im Polizeipräsidium kamen wir in ein Bürozimmer im obersten Stockwerk. Und trotz aller bösen Ahnungen war ich nicht auf das vorbereitet, was mich da erwartete. In dem Büro saß hinter seinem Schreibtisch ein kleiner magerer Mann mittleren Alters, Kommissar Ziegler. Außer den beiden, die mich gebracht hatten, war noch ein 4. Mann im Zimmer, ein Schlägertyp, an den ich mich aber nicht genau erinnere. Das große Fenster zum Hof stand offen. Sie führten mich an das Fenster und erklärten, dass eben einer, der nicht aussagen wollte, aus diesem Fenster gefallen sei und dass sie dabei nachgeholfen hätten. Später erfuhr ich, dass dies ein junger SA- Mann gewesen war, ein Ingenieur von der Werft, der einen Brief an Hitler geschrieben hatte, um sich über seinen SA-Führer zu beklagen. Mir sollte klar gemacht werden, dass ich mit einem normalen Verhör nicht rechnen sollte. Ich hatte mich auf den Stuhl gegenüber von Kommissar Ziegler gesetzt und wartete auf seine Fragen. Aber ohne irgendwas zu sagen oder zu fragen, schlugen Stöck und der 4. Mann auf mich ein. Ich konnte noch aufstehen, als sie mir mein Zeug vom Körper reißen wollten. Als ich stand, rief ich: „Ich bin ein Friese und einen Friesen schlägt man nicht ungestraft!“ Ich glaube, ich sagte sogar „Wer einen Friesen schlägt, wird zu Tode kommen.“ Ob es nun ihre Ideologie mit dem Respekt vor dem Nordischen war, oder ob meine Prophezeiung sie zum Denken brachte, ich weiß es nicht, jedenfalls hörten sie auf, mich zu schlagen. Ich weiß, dass ich in dem Augenblick, in dem ich diese Worte sagte, fest überzeugt war, dass sie richtig waren und dass der, der mich schlug, entweder sofort tot umfallen würde oder sonst schwer bestraft werden würde. Ich dachte nicht, dass ich oder

andere mich rächen würden. Ich war aber sicher, dass das Schicksal sie treffen würde. Ein eigentliches Verhör fand danach gar nicht mehr statt. Ich wurde, ich glaube bewusstlos, in eine völlig leere, kleine Zelle gebracht. Am Vormittag, der dieser Nacht folgte, hatte meine Schwester Käthe mit ihrer gewöhnlichen Tatkraft und Fähigkeit, Widerstände aus dem Weg zu bringen, es geschafft, mich im Polizeigefängnis ausfindig zu machen. Sie hatte, den wachhabenden Beamten mit Drohungen eingeschüchtert und hatte durch das kleine Guckloch in der Zellentür gesehen, dass ich schlafend oder bewusstlos, aber lebend in einer Ecke lag. Die Familie konnte also mit ihren Hilfsaktionen beginnen. Einige Tage danach fuhr der Gestapomann Stock auf seinem Motorrad die Holtenerstraße nordwärts. Auf der Höhe der Hardenbergstraße fuhr er gegen einen Baum. Er lag auf der Straße mit mehreren schweren Knochenbrüchen und schrie um Hilfe. Es sammelten sich einige Leute um ihn, darunter unsere Nachbarin, Frau Reichel, die von meiner Verhaftung und Behandlung wusste und den Stock kannte. Als sie den Umstehenden erzählte, dass dies der Gestapomann sei, der die Menschen misshandele, wollte ihm zunächst keiner helfen. Er soll lange da gelegen haben, bis er Hilfe bekam.

### **Untersuchungshaft und Prozeß**

Die nächsten Tage fanden die eigentlichen Verhöre statt, und so lange blieb ich im Polizeigefängnis. Das Ziel der Gestapo war natürlich, herauszufinden ob eine Organisation hinter der Flugblattsaktion stand. Sie suchten immer noch nach der Schreibmaschine und wollten wissen, wer darauf geschrieben hatte. Sie verdächtigten Hedwig Ide und hatten offenbar schon eine Akte über sie angelegt. Es gelang mir, diesen Verdacht zu zerstreuen. Sie ist m. W. nicht einmal verhört worden. Ich glaube es gelang mir auch, die Gestapo von der Tatsache zu überzeugen, dass ich das Flugblatt allein gemacht hatte, und dass keine Studentenorganisation dahinter stand. Ich glaube auch nicht, dass meine Freunde verhört worden sind.

In den folgenden Jahren hat mein Bruder Paul, der Jurist, mir immer wieder gesagt, welches Glück ich hatte, dass ich schon im Sommer 1933 verhaftet

wurde und nicht ein Jahr später. 1933 bestand die preußische Rechtsordnung noch, jedenfalls der Form nach. So kam es zu einer Anklage und einem Prozeß, der nach 1934 überhaupt nicht mehr stattgefunden hätte. Man hätte mich gleich in ein Konzentrationslager geschickt. Aber jetzt, mit einem Gerichtsverfahren konnte mein Bruder mir mancherlei juristische Hilfe geben. Er war damals angestellt bei dem Rechtsanwalt Dr. Pöpperling, der meine Verteidigung übernahm. Durch ihn erfuhr ich auch, dass die beiden Kommunisten Pressler und Wohlfahrt mir sehr geholfen hatten. Sie hatten mich trotz schwersten Drucks entlastet, alle Verantwortung auf sich genommen und mich als einfachen Übersetzer dargestellt. Ich hab von Schweden aus mehrfach versucht, sie zu erreichen, konnte sie aber nicht finden. Wenn ich mich recht erinnere, haben aber meine Geschwister und Hedwig Ide den Familien der beiden in den folgenden Jahren helfen können. Meine Geschwister erwogen auch mehrere Pläne, um mich zu befreien, verzichteten aber darauf, weil es meinem Bruder und Dr. Pöpperling gelang, mich gegen Kautio n über Weihnachten frei zu bekommen. Es sei aber doch erwähnt, dass für einen dieser Befreiungsversuche Professor Hans von Hentig, Professor für Strafrecht an der Kieler Universität, sich angeboten hatte, mir zuhelfen. Ich kannte ihn gar nicht, aber er hatte von meiner Verhaftung gehört und vielleicht auch unser Flugblatt gelesen. Er wandte sich von sich aus an meine Familie und stellte sich und seinen schnellen Wagen für einen Fluchtversuch zur Verfügung. Die Kautio n betrug 2000 Mark, die meine Eltern aber nicht aufbringen konnten, Hedwig Ide verkaufte daher Hösch- Aktien, die sie hatte, für 2000 Mark, die sie meinem Vater lieh. Das gab mir später noch ein Problem. Denn als mein Vater die Kautio n zurückbekam und ihr die 2000 Mark zurückzahlte, waren die Hösch-Aktien inzwischen stark gestiegen. Es dauerte einige Jahre, bis ich ihr aus Schweden die Schuld zurückzahlen konnte. Gleich nach Weihnachten wurde ich in die Untersuchungshaft zurückgeholt. Die Tatsache, dass ich gegen Kautio n freigelassen war, sowie der Verlauf der späteren Verhö re hatten mich optimistisch gemacht. Ich rechnete sogar mit der Möglichkeit eines Freispruchs. Denn was ich getan hatte, die Übersetzung eines allgemein erhältlichen Zeitungsartikels ins Deutsche, war nach damals noch geltendem Recht nicht

strafbar. Dieser Optimismus war nur eine schwache Hoffnung und er verschwand ganz, als ich wieder im Untersuchungsgefängnis saß und von den Erfahrungen meiner Mitgefangenen hörte. Die freien Tage hatten mir aber Gelegenheit gegeben, Pläne für den Prozeß wie für die Zeit nach einer Verurteilung mit meinem Vater und meinem Bruder zu diskutieren. Zum ersten erwogen wir die Möglichkeit meinen Fall vor ein Kieler Gericht zu bringen, statt des drohenden Berliner Kammergerichts. Zum zweiten sollte mein Vater alle Möglichkeiten meiner Auswanderung untersuchen, die wir jetzt als unausweichlich ansahen.

Die Zeit im Untersuchungsgefängnis bis zu meinem Prozeß hat wenig Erinnerungen bei mir hinterlassen. Zwei davon seien erwähnt. Kurz nach Neujahr bekam ich in meiner Zelle den Besuch des Gefängnisarztes. Es zeigte sich, dass dieser Gefängnisarzt der Professor für Rechtsmedizin an der Kieler Universität Professor Ziemke war. Ich kannte ihn gut. Seine Tochter war bis zu meiner Verhaftung meine Laboratoriumsassistentin gewesen. Ihre Eltern hatten mich einige Male eingeladen. Ich weiß nicht, ob er normaler Weise auch Gefängnisarzt war oder ob er meinetwegen diese Rolle von einem Untergebenen übernommen hatte. Er tat, als ob er mich nicht kannte stellte eine Magenerkrankung bei mir fest, die eine Diät mit Weißbrot und Milch erforderte, wofür ich natürlich sehr dankbar war.

Weniger Freude machte mir ein Besuch meiner Mutter, die unglücklich war, dass eine Bekannte, die in der Harmsstrasse wohnte, mich von ihrem Balkon aus gesehen hatte, als ich mit den Gefangenen die vorgeschriebene Runde auf dem Gefängnishof machte. Sie war eine Anhängerin des neuen Regimes und erzählte nun im Bekanntenkreis meiner Mutter, dass ihr Sohn Strafgefangener sei.

Im Untersuchungsgefängnis lernte ich zum ersten Mal einige meiner Mitgefangenen kennen. Zu meiner Überraschung zeigte sich, dass darunter eine ganze Reihe von Studenten waren, die wegen der gleichen Vergehen wie ich angeklagt waren, die ich aber gar nicht kannte. Zwei waren von der pädagogischen Hochschule, wo es eine sehr aktive Widerstandsgruppe gegeben hatte. Die traf ich jetzt. Beide waren kluge, gut aussehende Leute. Der

eine hieß Stender, der andere hatte einen friesischen Namen, den ich vergessen habe. Sie erzählten auch von 2 Mädchen ihrer Gruppe, die in der Frauenabteilung im gleichen Gefängnis waren. Ein anderer Student war von der Kunstgewerbeschule, wo es auch eine kleine Widerstandsgruppe gegeben hatte. Mit ihm sollte ich später in Neumünster eine Zelle teilen.

Inzwischen war entschieden, dass der Prozess vor dem Berliner Kammergericht stattfinden sollte, und zwar Anfang März. Der Prozeß fand aber doch in Kiel, im Gerichtsgebäude am Schützenwall statt. Als Vorsitzender des Gerichts fungierte der Kieler Richter Czerlinsky, was wiederum ein ganz eigentümliches Zusammentreffen war. Czerlinskys ältester Sohn war in meiner Schulzeit in der Kieler Gelehrtenschule sowie in meiner Studentenzeit mein nächster Freund gewesen. Als wir 16- 17 Jahre alt waren, waren wir beide die Allesleser und daher die besten Literaturkenner der Klasse gewesen, und wohl auf Grund eben dieser Literatur Kommunisten geworden. Nach dem Abitur hatten wir beide Medizin gewählt und an der gleichen Universität Graz studiert. Sein jüngerer Bruder war Jahre lang mein Nachhilfeschüler gewesen. Frau Czerlinsky war im Gegensatz zu ihrem etwas schwächlichem Mann eine große, starke und aktive Frau. Sie war eine geborene Krey, aus der bekannten Dithmarscher Familie. Sie spielte eine führende Rolle in der Kieler DNVP. Meine Informationen über den Mord an Dr. Oberfohren waren teilweise von ihr gekommen. Und nun sollte ihr Mann mich verurteilen. Ob es ihm schwer gefallen ist oder nicht, weiß ich nicht, Aber kurz nach meinem Prozess fand man ihn im Kohlenkeller des Gerichtsgebäude wo er sich ein Loch in den großen Kohlenhaufen gegraben hatte, von wo er dann in die psychiatrische Klinik gebracht wurde.

Der Prozeß fand am 6.März 1934 statt. An Einzelheiten kann ich mich erinnern. Er ist wohl sehr schnell verlaufen, als einer von vielen gleichartigen Verfahren gegen politische Gegner der Regierung. Das Urteil kam trotz aller geistigen Vorbereitung wie ein Schock für mich. Es lautete auf 18 Monate Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft wegen „Beihilfe zur Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens in Tateinheit mit Beihilfe zum

Verbrechen gegen das Parteiverbotsgesetz vom 14. Juli 1933.“ Einige Tage später wurde ich in das Strafgefängnis Neumünster überführt.

### **Meine Gefängniszeit 1934-1935**

Merkwürdigerweise war ich nie in Neumünster gewesen, obwohl es doch eine bedeutende Industriestadt in nächster Nähe Kiels war. Als solche war es immer eine starke sozialdemokratische Feste gewesen. Meine Kenntnisse der Stadt Neumünster stammten allein aus dem 2 Jahre vorher erschienenen Roman von Hans Fallada „Bauern, Bonzen, Bomben“, der 1932 ein Bestseller in Deutschland war und ein absolut richtiges Bild von dem Zerfall der Gesellschaft und des Staates in den letzten Jahren der Weimarer Republik gab. Der Zufall wollte nun, dass die erste Zelle, die ich im Neumünsteraner bekam, die Zelle Hans Falladas war, wie mir der Wachtmeister der Abteilung bei meiner Einweisung stolz mitteilte. Fallada, der sich dieses Autorenpsudonym von dem ältesten Namen Neumünsters „Faldera“ genommen hatte, hatte in dieser Zelle wegen seines Morphinismus gesessen und war durch die Gefängnishaft davon geheilt worden. In seinem Roman „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt“ hat Fallada seine Gefängniszeit beschrieben. Auch das wurde ein Erfolgsroman.

Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich Zeuge eines schrecklichen Ereignisses, das uns zeigte, dass nicht einmal das Gefängnis uns vor von außen kommende Verbrechen schützen konnte, wenn diese Verbrechen vom Staate selbst begangen wurden. Am 18. März 1934 wurde der frühere Reichstagsabgeordnete der KPD Christian Heuck im Gefängnis ermordet. Ich kannte natürlich seinen Namen, hatte ihn aber nie persönlich getroffen. Bei der täglichen kurzen Spazierrunde im Gefängnishof, bei der man zu zweit ging, ging ich 1 oder 2 mal neben ihm und konnte einige Worte mit ihm wechseln. Er war schon Ende Februar 1933 nach dem Reichstagsbrand verhaftet worden und im Juni 1933 zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und 9 Monaten verurteilt worden und sollte also im kommenden November entlassen werden. Er sagte, dass er dann mit aller Politik aufhören werde. Er war der jüngere Sohn eines Dithmarscher Bauern, und ich hatte den Eindruck, dass er

Kommunist geworden war, weil nicht er, sondern sein Bruder den Hof erben sollte.

Am Tage vor dem Mord wurde das gesamte Gefängnispersonal für 24 Stunden beurlaubt, weil die Neumünsteraner SA und SS das Gefängnis für eine Übung übernehmen sollte. In der Mordnacht wurden wohl alle Gefangenen in unserm Flügel von einem furchtbaren Lärm und Schreien geweckt. Wir verstanden, dass eine Gewalttat passierte und schlugen mit unserm Eßgeschirr gegen die eisernen Türen. Wir hörten, dass ein Mann aus dem 2. Stockwerk, wo er und ich unsere Zellen hatten, die Eisentreppe heruntergeschleppt wurde.

Ich teilte die Zelle mit dem früheren Führer der kommunistischen Studenten der Kieler Universität, Arthur Witte. An den folgenden Tagen wendeten sich mehrere der Gefängnisbeamten, von denen mehrere alte Sozialdemokraten waren, aus eigener Initiative an uns Studenten, um uns Einzelheiten zu berichten, vermutlich weil auch sie damit rechneten, dass dieser Mord einmal von einem ordentlichem Gericht behandelt werden würde. Wir Studenten sammelten diese verschiedenen Zeugenaussagen zu einem Protokoll. Es gelang uns, dieses Protokoll hinauszuschmuggeln. Ich weiß aber nicht mehr, an wen es kam. Vermutlich erhielt es mein Bruder damals Rechtsanwalt in Kiel, 1945 erster Polizeipräsident in Kiel nach dem Kriege, später bis zu seinem Tode Anwalt am Bundesgericht in Karlsruhe. Ich weiß nicht, ob er einen Anteil daran hatte, dass die Schuldigen nach dem Kriege vor ein Gericht gebracht und verurteilt wurden. Die Anklage leitete damals Oberstaatsanwalt Tamm. Sein Mitarbeiter dabei war der obengenannte Hans Jochen Gramm, ein Schwager Arthur Wittes. Der eigentliche Mörder wurde dabei festgestellt, aber nach 18 Monaten begnadigt.

Während ich dies schreibe, kam mir der Gedanke, die Prozeßakten bei der Staatsanwaltschaft in Kiel anzufordern. Ich habe sie aber noch nicht einsehen können. Nach meiner eigenen Erinnerung und den uns gleich nach dem Mord gemachten Mitteilungen von Seiten einiger Beamten, z. B. des Werkmeisters, dessen Namen ich vergessen habe, und des Oberwachtmeisters Ingwersen, war der Verlauf folgender: Christian Heuck war ein ungewöhnlich großer und physisch starker Mann. Als die SA- Leute in seine Zelle kamen, gelang es ihm,

das eiserne Bettgestell, das in die Wand eingemauert war, herauszureißen und die Angreifer damit aus der Zelle zu drängen. Er wurde aber überwältigt, die Treppen hinunter in den Keller geschleppt und dort erwürgt. Kürzlich, im September 1988 habe ich auf Aufforderung der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien meinen Zeugenbericht zu dem Mord an Christian Heuck gegeben, und ich nehme an, dass er dadurch einmal zur Veröffentlichung gelangen wird.

Wenn ich jetzt, 55 Jahre später, versuche, mich an meine Gefängniszeit zu erinnern, merke ich, dass mich an das erinnere, was ich später gelegentlich anderen erzählt habe. So habe ich oft erzählt, dass wir 2- Mann Zellen hatten und dass ich also meine Zelle mit einem anderen geteilt hatte. Bei näherem Nachdenken wird mir jetzt klar, dass das nur in Ausnahmesituationen und immer nur für kurze Zeit vorkam. das Normale war, dass ich eine Zelle für mich allein hatte. In der Zelle stand das in die Wand eingemauerte eiserne Bettgestell, das mit dem darauf liegenden Bettzeug am Tage nach oben geklappt wurde. Ein kleiner Tisch und Stuhl waren aus Holz. Eine Waschschüssel mit Wasserkanne und ein Toilettenkübel. Das kleine Wandgestell wurde Spind genannt. In ihm lagen meine wenigen Toilettensachen und wohl auch die 2 oder 3 erlaubten eigenen Bücher sowie die wöchentlich wechselnden Bibliotheksbücher. Das wichtigste in einer Gefängniszelle ist immer das Fenster. Wenn ich später das Problem eines menschlichen Strafvollzugs mit Fachleuten diskutiert habe, pflegte ich zu sagen, man könne das Niveau des Strafvollzugs zivilisierter Länder an der Größe und Lage der Gefängnisfenster messen. Je kleiner die Fenster und je höher ihre Anbringung um so niedriger ist das Niveau des Gefängnisses. In meiner Zelle war das Fenster zwar groß genug, es saß aber so hoch, dass man von der Außenwelt gar nichts und vom Himmel kaum etwas sehen konnte.

Das Ausschmücken der Zelle war nicht erlaubt, mit einer Ausnahme. Man mußte den schwarz gestrichenen Zementfußboden blank putzen und hierbei war es erlaubt die eigene Phantasie zu benutzen und mit Hilfe schwarzer Wichse und ausgeschnittenen Papiermustern die schönsten geometrischen Ornamente auf den Fußboden zu machen. Der mit der Schuhbürste

blankpolierte Fußboden konnte dann aussehen wie ein geschliffener, ornamentierter Marmorfußboden. Ich gab mich mit Frenesie dieser Arbeit hin und war dann stolz, wenn mein Wachtmeister seinen Kollegen meine Zelle als Muster zeigte. Die Zelle wurde 1- 2 mal in der Woche inspiziert und durfte nur die wenigen erlaubten Gegenstände enthalten. Das nun führte bei den Gefangenen zu einem unvorstellbaren Ehrgeiz immer neue Verstecke zu finden, die das Personal nicht entdecken konnte. Das entwickelte sich zu einem Wettkampf der Intelligenzen, der uns immer wieder Abwechslung und Spannung brachte. Das Essen war meistens schlecht und unzureichend. Ich wog bei meiner Entlassung 41 Kilo, also weniger als die Hälfte meines jetzigen Gewichts. Man durfte nur einen Brief und eine Postkarte im Monat empfangen und ebenso selten schreiben. Wieviel Besuche erlaubt waren, weiß ich nicht mehr, aber ich glaube, es war weniger als einmal im Monat. Am Sonntag gab es einen Gottesdienst in der Gefängniskirche. Der Gefängnispastor Bitterling hat mir mehrfach geholfen. Es gab auch einen Lehrer, an einen Unterricht kann ich mich aber nicht erinnern. Der Lehrer war auch gleichzeitig Bibliothekar, durch den man 1- 2 Bücher wöchentlich leihen durfte. Darunter gab es gelegentlich Bücher, besonders ältere aus dem 19. Jahrhundert, die das Denken anregten. Die Gefängnisbibliothek war noch nicht ganz nach der Linie des neuen Reichs ausgerichtet. So bekam ich einmal ein kulturgeschichtliches Buch über die Rolle der russischen Frau, etwa von 1895, das ein rein marxistisches Buch war. Als ich einigen Mitgefangenen davon erzählt hatte, verschwand das Buch und der Lehrer bat mich, ihm mitzuteilen, wenn ich so gefährliche Bücher entdecken sollte.

Es gab auch ein Lazarett und einen Gefängnisarzt, der eigentlich kein Arzt hätte sein sollen. So verständnislos und gefühllos war er gegenüber den Kranken. Als ich später einige Zeit eine Zelle mit meinem Amrumer Landsmann Werner Johann teilte und bei ihm eine offene Tuberkulose diagnostizierte und vom Arzt verlangte, dass er in klinische Behandlung gebracht würde, verweigerte er ihm jede Behandlung und muß daher die Verantwortung für den frühen Tod Werner Johannens tragen.

Das Beste in der Gefängnisroutine war die Arbeit. Ich war in einer Gruppe von 4- 5 Leuten, die nach Anleitung und unter Aufsicht des Werkmeisters Tüten klebte. Es waren große, gefüllte Mehlütten für 2- 5 Kilo. Bei dieser Arbeit entstand ein Wettkampf unter uns, wer die meisten Tüten kleben konnte. Es wurden unglaubliche Rekordleistungen erzielt. Ich glaube, dass einige von uns mehrere tausend Tüten in der Stunde herstellen konnten. Das Wichtigste für uns war natürlich nicht die Arbeit als solche, sondern die Gelegenheit, andere zu treffen und mit ihnen sprechen zu können ohne dass man kontrolliert wurde. Der Werkmeister war uns politischen Gefangenen wohlgesonnen, er hatte einen guten holsteinischen Namen und war vor 1933 Sozialdemokrat gewesen. Er half uns, wo er konnte. Er konnte mich mit den anderen Studenten in der Arbeit zusammenbringen. Er informierte uns täglich über die wichtigsten Nachrichten und brachte uns sogar einmal trotz strengsten Verbotes ein paar Kekse mit. Als ich meiner Mutter bei einem Besuch davon erzählte, schenkte sie ihm etwas zu Weihnachten, ich glaube es war eine Decke. Danach bekam ich häufiger etwas Eßbares von ihm und einige Male sogar wichtige Papiere von Hedwig Ide und meiner Familie.

### **Meine Mitgefangenen**

Arthur Witte: Ich kannte Arthur Witte seit Jahren. Er war der unbestrittene Führer der kommunistischen Studenten in Kiel und war schon vor mir verhaftet und zu 2- Jahren Gefängnis verurteilt worden. Unter den vielen kommunistischen und sozialistischen Studenten, die ich in Kiel und Frankfurt getroffen hatte, war er etwas ganz Ungewöhnliches, er war ein Arbeitersohn. Ich glaube, er war der einzige Arbeitersohn, den ich je in den kommunistischen Studentengruppen getroffen habe. Er war ein 100%- iger Parteikommunist, aber trotzdem ein kluger und guter Mensch. Er kam aus Barmen- Elberfeld und hatte eine heimliche und unglückliche Liebe zur Theologie, was ich erst nach längerer Zeit entdeckte. Er war blond, mit kräftigem Körperbau und hoher Stirn. Wir waren beinahe meine ganze Gefängniszeit hindurch Zellennachbarn, machten die täglichen Hofrunden zusammen und arbeiteten beim Tütenkleben

zusammen. Es gibt wohl keinen anderen einzelnen Menschen, außer meiner Frau, mit dem ich so viele und so tiefgehende Gespräche geführt habe, wie mit ihm. Er wäre mit Sicherheit ein großer und berühmter Prediger geworden, wenn er statt des Kommunismus die Theologie gewählt hätte. Für ihn wie für viele Gläubige war das entscheidende nicht die Richtigkeit dessen, an das sie glaubten, sondern die Stärke des eigenen Glaubens. Der Parteilinie trotz aller Zweifel die Treue zu halten, das wichtigste. Credo quia absurdum est. Das ist ein Phänomen, das ich bei vielen hochbegabten Intellektuellen getroffen habe, die mit ihrem eigenen Wissen nicht fertig wurden. Da die Partei gesagt hatte, dass Hitler nur der Trompeter des Großkapitals sei, und da sie auch gesagt hatte, dass sich die Klassengegensätze immer mehr verschärften und das Proletariat nach den Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung siegen musste, konnte Hitler nur eine kurze Zeit an der Macht bleiben. Ich erinnere mich noch an sein Triumphieren, als wir von der Röhm- Revolte hörten. Nun brach der Klassenkampf innerhalb der NSDAP auf, die SA würde Hitler stürzen, und das würde dann schrittweise zur proletarischen Revolution führen. Als wir dann von der Ermordung Röhrs und dem Ausbleiben einer SA-Revolte hörten, war er zwar enttäuscht, aber sein Glaube wurde nicht erschüttert. Wenn ich einmal Bedenken äußerte, dass Hitler sich doch an der Macht halten könnte, sagte er: „Kann Hitler die Arbeitslosigkeit beseitigen? Nein! Dann kann er auch nicht weiter regieren“. Merkwürdigerweise hörten wir bald auf, Marxismus und Kommunismus zu diskutieren. Unsere Gespräche behandelten Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte.

Arthur Wittes Leben war in der Tat ein tragisches Leben. Man könnte es als das Drama eines rechtgläubigen, mutigen Kommunisten beschreiben. Hier sollen nur zwei Ereignisse aus seinem Leben erwähnt werden. Am ersten nahm ich aufs stärkste Anteil, weil es in unserer Gefängniszeit geschah. Vom zweiten erfuhr ich erst nach dem Kriege.

1) Arthur Witte war verlobt mit einem Mädchen aus der Kieler kommunistischen Studentengruppe an der Pädagogischen Hochschule. Sie hieß Lucie Hübsch. Sie war klein und zierlich mit krausem, dunklem Haar. Sie war ebenfalls im Gefängnis, aber in einer Frauenabteilung, mit der wir keinerlei Kontakt hatten.

Sie war aus dem Gefängnis geflohen oder befreit worden. Ob meine Geschwister dabei geholfen hatten, wie sie das bei ihrer Freundin Henny Kaiser taten, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls erhielten wir die Nachricht, dass ihre Flucht geglückt sei. Arthur bekam dann über einen unserer heimlichen Postwege Briefe von ihr, die ich lesen durfte. Sie waren auf zerknittertem Papier mit Bleistift geschrieben. Der erschütternde Eindruck, den diese Briefe auf mich machten, wurde mit jedem Brief stärker. Sie konnte niemanden finden, der sie aufnehmen wollte, und schlief unter Gebüsch und in Wäldern. In ihrem letzten Brief war sie so verzweifelt, dass sie sich der Polizei stellen wollte. Ob sie es getan hat oder ob sie gefangen wurde, weiß ich nicht mehr. Wir erfuhren nach einiger Zeit, dass sie im Zuchthaus in Fuhlsbüttel war. Von ihren dortigen Mitgefangenen hörten wir über vielerlei Umwege, zuletzt von unserem Werkmeister, dass sie im Zuchthaus in Ketten an der Mauer hing und dass man nicht mit ihrem Überleben rechnen könne. Sie soll aber Zuchthaus und Krieg überlebt haben. Sicher ist jedoch, dass die beiden einander nie wiedergesehen haben.

Wie alle Gefangenen schmiedeten auch wir immer neue Fluchtpläne. Als wir einmal aus den Zeitungen erfuhren, dass die politischen Gefangenen in Hamburg kein Essen bekamen, wenn kommunistische Flugblätter in der Stadt gefunden wurden, wurde uns klar, dass wir nicht nur Gefangene, sondern auch potentielle Geiseln waren. Das machte uns Angst und wir begannen ernsthaft, an einem Fluchtplan zu arbeiten. Ich habe auch wenig Zweifel, dass es uns gelungen wäre, aber die Erfahrungen von Lucie Hübsch schreckten uns ab. Als später im Kriege Holland, Dänemark und Norwegen besetzt wurden, wurde ich manchmal von Widerstandskämpfern dieser Länder gefragt, weswegen es in Deutschland keine Widerstandsbewegung gab. Ich habe ihnen dann manchmal die Geschichte von Lucie Hübsch erzählt und von der Tatsache, dass es in totalitären Staaten keine breitere Widerstandsbewegung geben kann und dass es sie weder in Deutschland noch in Italien oder der Sowjetunion gegeben hat.

2) Das zweite Ereignis, das ich hier schildern will, kenne ich hauptsächlich aus einem längeren Artikel in der Zeitschrift „Der Spiegel“ und von Angaben seiner Schwester. Arthur Witte wurde 1935 einige Wochen nach mir entlassen und

kehrte in sein Elternhaus nach Barmen- Elberfeld zurück. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr hörten er und sein Vater das englische Radio und müssen wohl auch Nachrichten daraus weiter erzählt haben. Sonst ist die Schwere der Strafe kaum zu verstehen. Arthur wurde nämlich als Rückfallverbrecher mit seinem Vater zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sein Vater starb im Zuchthaus, aber Arthur überlebte auch diese 7 Jahre. Er wurde also 1942, mitten im Krieg, entlassen und sofort in eine der berüchtigten B- Kompanien (Bewährungskompanien) gesteckt und zur Bekämpfung von Partisanen nach Jugoslawien geschickt. Arthur Witte als treuer Kommunist wußte natürlich, was er zu tun hatte. Er begann mit kommunistischer Propaganda in seiner Kompanie. Mit seiner Überzeugungskraft hatte er auch Erfolg. Die Kompanie beschloss, ihren Leutnant zu erschießen und zu den Partisanen überzugehen. Der Leutnant merkte etwas von diesem Plan und schloss sich an. Es wurde eine Delegation von 5 Mann gewählt, die unter Leitung von Arthur Witte mit den Partisanen verhandeln sollte. Die Delegation begab sich mit einer weißen und/oder roten Fahne zu den Partisanen, wurde von denen empfangen, an die Wand gestellt und erschossen. Das war das Ende des guten Kommunisten Arthur Witte, von Kommunisten erschossen zu werden, obwohl er immer genau das getan hatte, was die Partei gelehrt hatte. Er starb, weil er den jugoslawischen Kommunisten helfen wollte. Für die spielte es keine Rolle, ob er Kommunist war oder nicht. Für die war er ein Deutscher, und als solcher wurde er erschossen.

Werner Johannes: Schon im Untersuchungsgefängnis in Kiel hatte ich Werner Johannes getroffen, von dem ich gar nicht wußte, dass er zu einer kommunistischen oder radikalen Studentengruppe gehörte. Ich kannte ihn vom Nordfriesenverein in Kiel. Seine Eltern stammten von Amrum und waren mit meinen Eltern befreundet. Seine Schwester Gerda war eine Schulfreundin und Kollegin meiner Schwester Käthe. Beide waren bei der Tuberkulosefürsorge der Stadt Kiel angestellt und beide hatten durch diese Arbeit die Tuberkulose bekommen, meine Schwester eine Tuberkulose der Ovarien, so dass sie keine Kinder bekommen konnte, Gerda Johannes eine Lungentuberkulose, an der sie bald danach starb. Aber vorher noch hatte sie ihren Bruder Werner infiziert. Der

aber wußte das nicht, als wir uns im Gefängnis trafen. Erst viel später, als wir einige Zeit lang, eine Zelle teilen mußten, konnte ich das feststellen. Ich meldete das dem Gefängnisarzt, wobei ich ihm sagte, dass ich zwar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt sei, aber nicht zu einer lebensbedrohenden Ansteckung mit Tuberkulose. Der Gefängnisarzt lehnte meine Forderung, Werner Johannsen in eine Lungenklinik oder mindestens in eine Krankenabteilung zu überführen, ab. Ich betrachte ihn immer noch als mitschuldig am frühen Tod Werner Johannsens. Nach dem Krieg dachte ich daran ein Verfahren gegen ihn bei der Ärztekammer einzuleiten, tat es aber nicht weil ich damals immer Aufgaben hatte, die mir noch wichtiger erschienen. Die Chefin der Tuberkulosefürsorge und also die Vorgesetzte meiner Schwester und der Schwester Werner Johannsens war Maria Jensen, die spätere Frau meines Bruders Paul. Auch sie bekam eine Ovarialtuberkulose. Nun muß man bedenken, dass die Calmetteimpfung gegen Tuberkulose damals schon in vielen Ländern einen wirksamen Schutz gegen die Tuberkulose gab. In Deutschland aber, war die Einführung der Calmetteimpfung gescheitert, weil die gleiche nationalistische Welle, die Hitler an die Macht brachte das verhindert hatte. Unmittelbar nachdem Calmette seine Methode in Frankreich veröffentlicht hatte, führte der Lübecker Stadtarzt Dr. Hansen die Calmetteprophylaxe in Deutschland ein. Dieser Versuch wurde eine Katastrophe: über 100 Säuglinge starben in Lübeck, und Dr. Hansen bekam die Schuld. Ich erinnere mich noch an die Titelseite der nationalistischen Zeitung „Fridericus“ mit der Schlagzeile: „Hängt den Kindermörder Dr. Hansen!“. Er wurde auch zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt, obwohl die Untersuchung der Sachverständigen ergab, dass die Schuld allein bei der Herstellerfirma der Vaccine lag, die Ampullen mit lebenden Tuberkelbazillen geliefert hatte. Als ich dann 1935 nach Schweden kam, sah ich, dass die Tuberkulose, die in Schweden die schlimmste Volkskrankheit gewesen war, durch die Calmetteimpfung unter Kontrolle gebracht worden war, während in Deutschland immer noch viele Tausende daran erkrankten und starben, und meine Geschwister kinderlos blieben. Der Grund für den Widerstand der deutschen Nationalisten gegen die Calmetteimpfung war ganz einfach der, dass sie von einem Franzosen kam.

Deutschland sah sich seit Robert Koch als führend an in der Tuberkulosemedizin. Wenn Dr. Hansen jetzt offenbar bereit war, diese Führung einem Franzosen anzuerkennen, war das so etwas wie Landesverrat. In Schweden empfand ich diese Anfälligkeit der deutschen Medizin für ideologische Beeinflussung als den Anfang zu dem verhängnisvollen Einfluss der Rassentheorien auf die deutsche Medizin. Das führte dazu, dass ich mich für viele Jahre von der deutschen Medizin abwandte und mich ganz der skandinavischen und angelsächsischen Medizin zuwandte.

Die Erkrankung Werner Johannens hat also große Bedeutung für mich gehabt. Auch in einer anderen Hinsicht hatte unsere gemeinsame Gefängniszeit bleibende Bedeutung für mich. Wir hatten beide Friesisch sprechende Eltern, sprachen aber selbst deutsch mit unsern Geschwistern. Jetzt im Gefängnis fanden wir, dass es ein gewaltiger Vorteil sein konnte, dass wir miteinander in einer Sprache reden konnten, die keiner verstand. Und obwohl wir beide nur schlecht Friesisch sprachen, benutzten wir jede Gelegenheit dazu. Es hat uns oft geholfen, dass wir unsere eigene Geheimsprache hatten. Wir konnten eine Mauer um uns bauen und fingen beide an, uns Gedanken über unsere friesische Herkunft zu machen, die dann später für mich in mancherlei Hinsicht bestimmend geworden sind.

Werner Johannens war mit einem anderen Mädchen seiner Studentengruppe verlobt. Sie hieß Henny Kaiser und war die Freundin von Lucie Hübsch, der Verlobten Arthur Wittes. Irgendwann 1934 erfuhren wir, dass Henny Kaiser schwanger war. Sie und Werner durften im Gefängnis heiraten, an Näheres kann ich mich nicht erinnern, weiß aber, dass ich nicht dabei war. Ob sie bei diesem einzigen Zusammentreffen oder später Hennys Flucht beschlossen, weiß ich nicht mehr. Sie wurde aber von meiner Schwester und seinem Bruder genau vorgeplant und mit Erfolg durchgeführt. Wir wußten, dass sie zu ihrer Entbindung in die Frauenklinik in Kiel überführt werden würde. Meine Schwester Hilde war damals Praktikantin in der Frauenklinik. Werner Johannens Bruder Helmuth war SS- Mann geworden, um seine Familie vor den Folgen von Werners politischer Verurteilung zu schützen. Mit Hilfe von Hildes Kenntnis der Klinikroutine und mit Hilfe von Helmuths SS-Uniform gelang die

Flucht. Für den Grenzübergang nach Dänemark benutzten mein Bruder Paul und seine Frau Maria den von ihnen aufgebauten Fluchtweg über die Ochseninseln in der Flensburger Förde, über den sie schon mehrere Flüchtlinge in Sicherheit gebracht hatten. Werner war natürlich glücklich, als wir erfuhren, dass Henny in Sicherheit war. Er war offenbar aufs tiefste an sie gebunden, und deswegen war die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses als ein Schock für mich. In den letzten Monaten unsere Gefängniszeit waren wir sehr viel zusammen. Er wusste, dass ich unter meinen Zukunftsplänen eine Auswanderung nach Schweden am ernsthaftesten erwog. Ich mußte ihm versprechen, auf der Reise nach Schweden Henny in Kopenhagen zu besuchen und ihr, wenn nötig, zu helfen. Wie ich später berichten werde, fand ich sie Ende Juli 1935 in Kopenhagen im Bett mit einem anderen, was ich ihr nie verziehen habe.

Kriminelle Gefangene: Nur einige der kriminellen Mitgefangenen sind in meiner Erinnerung haften geblieben. Der jüdische Theaterinspizient aus Hamburg war ein kleiner freundlicher Mann, der sich an minderjährigen Ballettmädchen seines Theaters vergangen hatte. Er war ein gläubiger Jude und bekam einmal in Monat das Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde in Hamburg, das er mir immer zum Lesen gab. Es enthielt viele wichtige Informationen für mich. Es war erschütternd für mich, dass auch dieser kluge Hamburger Jude die Gefahr, die von den Nazis ausging, nicht sehen wollte. Er war völlig sicher, dass er nach Verbüßung seiner Strafe wieder in Hamburg arbeiten könnte, zwar unter den Einschränkungen, über die das Gemeindeblatt berichtete, aber doch in Sicherheit. Meinen Rat, Deutschland sofort am Tage der Entlassung illegal zu verlassen, sah er als lächerlich und hysterisch an. Er war schon vor 1933 verurteilt worden und konnte sich nicht vorstellen, dass seitdem eine neue Außenwelt außerhalb des Gefängnisses entstanden war, in der „Rassenschande“ jetzt das schlimmste aller Verbrechen war. Ich kann mir schwer vorstellen, dass er auch nur Wochen nach seiner Entlassung überlebt hat.

Der Flensburger Einbrecher Hansen wollte mir die Technik des Einbrechens beibringen. Ich erinnere mich aber nur noch an seinen Lehrsatz, dass man bei

einem Einbruch nie zuerst mit dem Kopf durch ein Fenster einsteigen sollte, sondern immer zuerst mit den Füßen. Er war ein harmloser Mensch, der sicher nach seiner Entlassung sofort als Einbrecher weitergemacht hat. Offenbar war er auf Einbrüche in Weinkeller spezialisiert. Er hatte ein gut funktionierendes System für den Absatz seiner Waren in Flensburg und Dänemark, auf das er sehr stolz war.

Unter den Gefangenen gab es einen, der zum Tode verurteilt war. Die Todesstrafe war ja im Dritten- Reich wieder eingeführt worden. Es war ein junger, knapp 30- jähriger Mann, mit dunklem lockigen Haar, gesund und kräftig aussehend, der aber im Gegensatz zu allen anderen Gefangenen dick aussah. Er ging auch nie mit uns anderen, sondern wurde allein auf den Hof geführt. Nur einmal hatte ich Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er hatte ein Verhältnis mit der Frau des Bauern gehabt, bei dem er Knecht gewesen war. Im Einverständnis mit ihr hatte er den Bauern ermordet. Er schien keine Angst zu haben. Er rechnete damit, dass er begnadigt würde. Die Hoffnung war falsch. Er wurde hingerichtet. Diese Begegnung hat bei mir für immer einen Abscheu gegen die Todesstrafe hinterlassen. Jedes Todesurteil, von dem ich lese oder höre, wo immer es auch ist, ruft bei mir beinahe physischen Ekel und Widerwillen hervor, wobei ich immer an diesen jungen Mann denken muss.

Der Baumschulenbesitzer Paulsen aus der Umgebung Elmshorns war ein älterer Mann, der wegen Konkursvergehens verurteilt war. Es war ein langer magerer Mann, der während des Krieges bei einem Bauern im Elsaß einquartiert gewesen war. Bei Kriegsende hatte er von ihm einen Sack mit Mirabellenkernen bekommen, den er mit nach Hause genommen hatte. Damit hatte er die ersten Mirabellenbäume in Norddeutschland angepflanzt und großen wirtschaftlichen Erfolg gehabt. An seinem Konkurs war er natürlich unschuldig. Schuldig waren die Verwandten seiner Frau, aber in welcher Weise, weiß ich nicht mehr. Er lud mich dringend ein, ihn nach unserer Entlassung zu besuchen, was ich doch nie getan habe. Er schrieb mir sogar einmal nach Schweden und wiederholte die Einladung, wobei er mitteilte, dass er wieder eine größere Baumschule habe und dass es ihm gut ginge.

Ein Mann, der viel zu unserer Unterhaltung bei der gemeinsamen Arbeit beitrug, war ein großer, beliebter Mann aus Elmschenhagen, der, glaube ich, Lehmann hieß. Er war der Besitzer und Chef der größten Heiratsvermittlung Deutschlands gewesen und war es vielleicht immer noch. Sie war überall in Deutschland sehr bekannt und hatte, wenn ich mich recht erinnere den Namen „Der Bund“. Er war wegen Betruges verurteilt. Der Betrug hatte wie immer in diesem Beruf darin bestanden, dass er der großen Überzahl von männlichen Kunden Adressenlisten von Frauen geschickt hatte, die nicht der Wirklichkeit entsprachen. Er konnte wunderbare Geschichten aus seiner Berufserfahrung erzählen, die bei uns äußerst beliebt waren und manchmal sogar den Werkmeister und Wachtmeister in unsern Arbeitsraum lockten. Er behauptete, dass er täglich über 10.000 Briefe bekam und abschickte und dass er der größte Kunde der Kieler Post sei, was übrigens mein Vater später einmal bestätigte. Während er im Gefängnis saß, führte seine Frau den Betrieb weiter, mit dem gleichen Erfolg. Zufällig sah ich sie einmal bei einem Besuch. Sie war eine elegante, gutgelaunte Frau, mit der er offenbar in einer glücklichen Ehe lebte.

Ein Mann, mit dem ich oft zusammen war, an den ich mich aber nur erinnere, weil er jetzt sehr oft im deutschen Fernsehen zu sehen ist, war der Berliner Jude Galinsky, mit dem ich abmachte, dass wir nach der Entlassung Verbindung miteinander halten wollten. Ich meine auch, dass ich ihm einmal in Berlin getroffen habe, aber wenn ich ihn jetzt im Fernsehen als Sprecher der deutschen Juden sehe, bin ich mir doch nicht ganz sicher, dass das der gleiche Galinsky ist, der in Neumünster im Gefängnis saß, und ich kann ihn ja auch nicht gut fragen.

Nur einen richtigen Verbrecher traf ich in Neumünster, und das auch nur ganz kurz. Das war ein Hamburger, der wegen Bankraubes nach Hamburg ausgeliefert werden sollte. Er machte kein Geheimnis daraus, dass er zu einer Organisation der Hamburger Unterwelt gehörte und sah mit Verachtung auf die kleinen Gauner, mit denen er in Neumünster zusammensein musste.

Weiterbildung: Viele Möglichkeiten der Weiterbildung gab es nicht, aber doch einige. So durfte Pastor Bitterling mir einmal in der Woche hebräischen

Unterricht geben. Ich lernte Hebräisch lesen und schreiben und etwas von der Sprache. Aber mein Ziel, das alte Testament auf Hebräisch lesen zu können und Neuhebräisch zu lernen, wurde nicht erreicht. Teils lag das daran, dass wir über einzelne hebräische Wörter in lange Diskussionen kamen, bei denen ich die Richtigkeit von Luthers Bibelübersetzung immer mehr in Frage stellte, teils lag es daran, dass wir die Zeit für Diskussionen über die Lage der Kirche im 3. Reich missbrauchten. Meine größte Freude im Gefängnis erlebte ich durch die Hilfe Pastor Bitterlings. An einem Weihnachtstag hatte ich Besuch von Hedwig Ide. Pastor Bitterling erbot sich, uns die Kirchenorgel zu zeigen, was bestimmt nicht erlaubt war. Er führte uns also in die Kirche und ließ uns dort einige Zeit allein. Er hatte damit bestimmt gegen viele Bestimmungen verstoßen, aber ich habe ihm das nie vergessen. Lange nach dem Kriege hielt ich einmal einen Vortrag vor dem Nordfriesischen Institut in Eiderstedt. Nach dem Vortrag kam das Vorstandsmitglied, Rechtsanwalt Goslar Carstens aus Husum mit einem Herrn zu mir und diesen als alten Bekannten vorstellte, den ich aber nicht wiedererkannte. Es war Pastor Bitterling. Er erzählte u. a., dass er bei Kriegsende selbst ins Gefängnis gekommen war, weil er Gefangenen geholfen hatte.

Die meiste geistige Nahrung bekam ich aber durch die Erlaubnis, Französisch studieren zu dürfen. Ich hatte nur ganz wenige französische Bücher, aber mit denen lebte ich in Freiheit in einer anderen Welt. Am meisten bedeutete für mich das Buch von Andre Malreaux „La condition humaine“, das eine ungeheure Wirkung auf mich hatte. Ich glaube, ich konnte jede Seite auswendig und erzählte den Inhalt meinen Mitgefangenen, die ebenso fasziniert waren wie ich. Ich bedaure noch heute, dass ich niemals den Schritt vom Französisch lesen zum Französisch sprechen gemacht habe, aber leider gab es unter den Gefangenen keinen Franzosen.

Ich durfte nur ein Fachbuch zur Zeit haben. Das einzige, an das ich mich erinnern kann, war die „Kolloidchemie“ von Oswald, die mir dann auch in Holland und Schweden nützlich war. Meine Doktorarbeit über den kolloidosmotischen Druck im Blut von Schwangeren war abgeschlossen. Aber ich durfte das Manuskript für die Veröffentlichung in den Acta Medica

Scandinavica druckfertig machen. Diese Veröffentlichung hat mir dann in Schweden sehr geholfen.

Im Gefängnis bekommen auch Kleinigkeiten eine große Bedeutung. Eine solche Kleinigkeit waren die Ansichtskarten, die man einmal im Monat bekommen durfte, jede dieser Postkarten wurde von meiner Familie, Hedwig Ide und mir genau geplant. Man durfte ja keinerlei Bilder oder Kunst in der Zelle haben. Diesen Bedarf sollten also die Postkarten füllen. Ich wünschte mir also die schönsten, die ich kannte oder die ich mir denken konnte. Einige davon habe ich noch, das Bild von Greta Garbo als Ninotschka, den Trommelschläger von Delacroix, einige wenige Postkarten mit Noldebildern und andere, die meine Liebe zur Kunst notdürftig befriedigen konnten. Manchmal stellte ich mir vor, dass ich wie ein Mönch in einem Kloster lebte, und dass Denken und Meditieren wichtiger seien als das Leben außerhalb des Klosters.